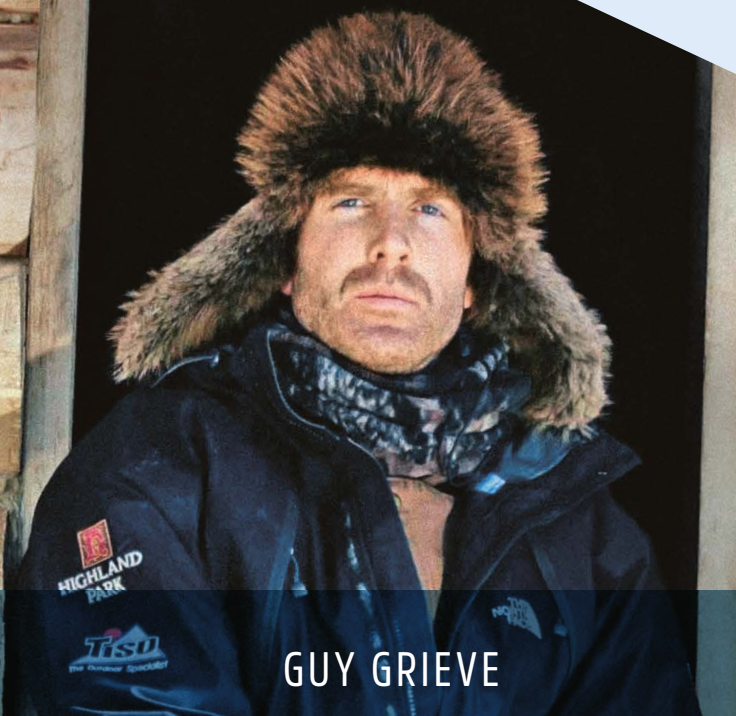


»UMWERFEND KOMISCH!«
Daily Mail

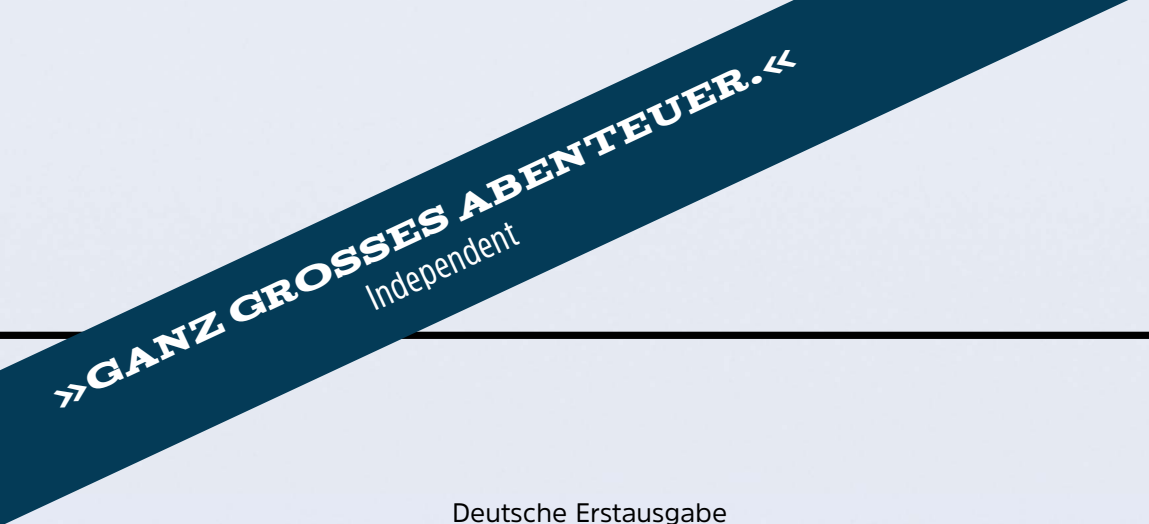


GUY GRIEVE

EINE BÜROKLAMMER IN ALASKA

WIE ICH MEINEN SCHREIBTISCH GEGEN
DIE WILDNIS EINTAUSCHTE





»GANZ GROSSES ABENTEUER.«
Independent

Deutsche Erstausgabe
Aus dem Englischen von Olaf Kanter
Illustriert von Hans Baltzer

**Hardcover • durchgehend vierfarbig •
mit zahlreichen Fotos und Illustrationen •
Leineneinband fadengeheftet • Lesebändchen**

€ 29,90 (D) • € 30,70 (A) • CHF 45,-
ISBN: 978-3-95898-011-2
WG: 236

**Auch als E-Book erhältlich
Auslieferung: Oktober 2016**



GUY GRIEVE

**EINE BÜROKLAMMER
IN ALASKA**

**WIE ICH MEINEN SCHREIBTISCH GEGEN
DIE WILDNIS EINTAUSCHTE**



TRÄUMER

Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang geschäftsmäßig. Kurz und trocken, aber nicht unsympathisch. »Hier ist die Redaktion des *Scotsman*, mein Name ist Sonja – wie kann ich Ihnen helfen?« Ich stotterte los wie ein rostiger Außenborder: »Ah ja, äh ... Könnte ich Iain sprechen? Ich bin's, Guy, aus dem zweiten Stock.« Ich hoffte, meine Taktik, nach *Iain* zu fragen, würde Eindruck machen. Aber Sonja war eine erfahrene Sekretärin. Sie kannte alle Tricks.

»Darf ich fragen, was Sie von Iain wollen?« Höflich, aber ich konnte ihre Verwunderung hören, dass sich ein einfacher Mitarbeiter aus dem Vertrieb beim Herausgeber der ehrwürdigsten Tageszeitung Schottlands meldete.

»Wäre es möglich, einen Termin bei Iain zu bekommen?«

»Er hat gerade sehr viel zu tun, Guy. Worum geht es denn?«

Kurz überlegte ich, ob ich ihr nicht einfach die Wahrheit sagen sollte. Dass ich nämlich kurz davor war durchzudrehen und den Punkt erreicht hatte, an dem es kein Zurück mehr gab. Dass ich nur noch eine Möglichkeit sah, den Kerker meiner Existenz in diesem Büro hinter mir zu lassen: nämlich die Flucht an einen der einsamsten, wildesten Orte der Erde, Welten entfernt von meiner Familie, und mit der Aussicht, dabei womöglich draufzugehen.

Stattdessen sagte ich: »Sonja, es mag vielleicht seltsam klingen, aber könnten Sie ihm bitte ausrichten, dass er einen Termin mit mir nicht als totale Zeitverschwendung sehen wird?«

Sie lachte, ein gutes Zeichen. »Guy – um was geht es denn eigentlich?«

»Weiß ich auch nicht so genau, um ehrlich zu sein. Aber ich glaube, dass mir Iain weiterhelfen kann.«

»Warten Sie bitte.« Im Hintergrund klingelten Telefone, es raschelte kurz, Sonja blätterte im Kalender ihres Chefs. Dann war sie wieder dran: »So. Morgen um halb sechs könnte gehen. Kommen Sie einfach rauf, dann sehen wir weiter. Ich kann aber nichts versprechen ...«

»Danke, Sonja! Ich werde pünktlich da sein.«

Ich legte auf und erkannte die Gestalt meines Vorgesetzten vor meinem Schreibtisch. Er fixierte mich mit einem seltsamen Gesichtsausdruck. »Sagen Sie, Guy, was ist eigentlich aus der Kalkulation geworden, die Sie mir versprochen hatten?«

Mit einem Blick, der professionelle Konzentration demonstrieren sollte, schaute ich kurz auf und hackte ein dynamisches Stakkato in meine Tastatur. »Bin mittendrin. Kriegen Sie morgen, okay?«

»Morgen. Aber das ist Ihre letzte Chance, Guy. Haben wir uns verstanden?«

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich seit fünf Jahren in der Marketingabteilung des *Scotsman* in Edinburgh gearbeitet und auf verschiedenen Posten, nicht ohne Erfolg, daran mitgewirkt, neue Wege zu erschließen, wie das Unternehmen auch in Zeiten sinkender Auflagen Gewinn machen konnte. 2002, rund zweieinhalb Jahre nach meinem Einstieg beim *Scotsman*, entschloss sich ein wohlmeinender Geschäftsführer (der möglicherweise ebenso ratlos war, was meine Zukunft betraf, wie ich selbst) auszuprobieren, ob ich auch in der Lage sein würde, eine leitende Position zu übernehmen.

Man beförderte mich von meinem Posten als niederer Vertriebsangestellter zum »Leiter der Abteilung Marketingstrategien« und richtete mir eines der kleinen, aber schicken Büros im obersten Stockwerk ein. Eine Zeit lang war ich tatsächlich hochmotiviert: Vielleicht war dieser Wechsel ja der Anfang von etwas Größerem. Ich schmiedete Pläne, tüftelte an Strategien und fühlte mich wie zu Hause in der Chefetage. Regelmäßig hielt ich Meetings ab an meinem Konferenztisch aus Mahagoni-Imitat und servierte meinen Kollegen stolz Kaffee und Kekse.

Die Zeit verging, Wochen wurden zu Monaten, und die Manager warteten geduldig auf meine neuen Impulse. Man munkelte, dass ich an einem Bonusprogramm arbeiten würde, und dabei lag die Gerüchteküche gar nicht so weit daneben. Tatsächlich hatte ich mit Bauhäusern und Gartenmärkten verhandelt und Rabatte für unsere neuen Abonnenten herauschlagen können. Zusätzlich sollte es für jeden neuen Leser ein Geschenk geben: einen *Buddelhund* aus Porzellan, also eine von diesen Deko-Figuren für den Garten, die scheinbar mit dem Kopf im Sand stecken und wühlen. Der Schwanz unseres Buddelhunds war beweglich, er wedelte im Wind.

Wenn ich mich abends auf den Weg nach Hause machte, drehten sich meine Gedanken um nichts anderes als Bonusprogramme und Abo-Prämien. Zum Glück wohnten wir weit draußen, und bis ich zu Hause war, hatte ich den Tag weitgehend abgehakt. Ich saß jeden Tag drei Stunden im Auto, aber das war mir das Leben auf dem Land wert. Meistens kam ich gerade noch pünktlich, um unserem zweijährigen Sohn Oscar noch eine Gutenachtgeschichte vorzulesen. Dann verschlangen meine Frau Juliet und ich ein spätes Abendessen, und viel mehr Zeit blieb uns nicht. Am folgenden Morgen schlüpfte ich in aller Frühe aus dem Bett und verließ das Haus auf Zehenspitzen, während meine Familie noch schlief.

Der Startschuss für meine Abo-Aktion kam – und sie entpuppte sich sofort als spektakulärer Flop. Mein Büro war fortan nicht mehr die erste Station auf der Karriereleiter eines jungen Managers auf dem Weg zum Ruhm. Sondern eine Abstellkammer für mehr als tausend Kartons mit der Aufschrift: Buddelhund. Unauffällig wurde ich zurück in die Vertriebsabteilung komplimentiert.

Und das war der Moment, wo ich anfang zu träumen – von meiner Flucht in die Wildnis.

Juliet stand kurz vor der Geburt unseres zweiten Kindes, die Darlehenszinsen für das Haus und die Rückzahlungen für die Kreditkarte machten uns fertig. Wir waren mit solchen Sorgen nicht allein, fast allen unseren Freunden ging es so, oder sogar noch schlimmer, aber ich wollte nicht akzeptieren, dass es aus dieser Tretmühle kein Entkommen gab. Es schien, als ob alles, was wir erreicht hatten, auf einem Schuldenberg aufgebaut war, und diese Schulden ließen mir keine andere Wahl, als mich jeden Tag wieder auf den deprimierenden Weg zu meiner kleinen Ecke in der Hölle des Großraumbüros zu machen. Ich stand in der Blüte meines Lebens und verbrachte jeden Tag acht Stunden damit, an einem vollklimatisierten Arbeitsplatz auf einen Computerbildschirm zu starren. Dazu kamen weitere drei Stunden, die ich im Auto saß. Ich fühlte mich wie ein Gefangener.

In meinen Mittagspausen ging ich in den Fitness-Club auf der anderen Straßenseite, wo ich allerdings schon bald einen großen Bogen um die solariegebräunten Typen auf den Laufbändern vor der Spiegelwand machte. Stattdessen fing ich an, draußen zu laufen. Das war meine kleine Flucht vor der Musikberieselung und den vielen aufdringlichen Egos, mein eigenes

eingeschlossen, und wahrscheinlich habe ich mit dem Laufritual sogar meine Seele gerettet. Denn jetzt konnte ich die Jahreszeiten nicht nur vom Fenster aus sehen, ich konnte sie riechen. Ich spürte den Schmerz, wenn meine Strecke steil nach oben führte, und die Kälte, wenn ich Wind und Regen ausgesetzt war. Und das fühlte sich gut an.

Mit meinem Lauf entkam ich der trivialen Ödnis meiner Büroexistenz und ich entdeckte meinen Körper neu. Doch der Genuss, draußen an der frischen Luft zu sein, war gleichzeitig der Auslöser für meine private Rebellion. Zunächst war es nur eine Laune, eine verrückte Idee, aber es dauerte nicht lange und ich verfolgte diesen Gedanken mit zunehmender Ernsthaftigkeit: Ich sehnte mich nach einem Leben in der absoluten Wildnis. In meinen Träumen ließ ich die Fesseln des Alltags hinter mir: diese Welt, in der es auf schicke Büros und Firmenwagen ankam und die allein von Ertragszielen regiert wurde. Was ich stattdessen wollte, waren Bäume und weites Land, jedenfalls genügend Freiraum, um mich selbst zu vergewissern, was es eigentlich bedeutete, ein Mann zu sein, und dabei vielleicht gleich noch einen Weg zu finden, wie ich mit meiner Familie ein größeres Maß an Freiheit erleben konnte.

Meiner Frau fiel es nicht leicht zu verstehen, was mich da gepackt hatte. Auch sie war nicht glücklich mit dem Leben, das wir uns aufgebaut hatten. Was blieb denn übrig davon, wenn man sich den Firmenwagen und das hübsche Haus einmal wegdachte? Wir hatten nichts, keine Reserven, und unser Alltag bestand eigentlich vor allem darin zu strampeln, um nicht unterzugehen. Ich verbrachte so viel Zeit bei der Arbeit und mit dem Pendeln, dass Juliet den größten Teil der Woche auf sich selbst gestellt war – wie eine alleinerziehende Mutter, das war leider die Realität. Sie litt unter meiner wachsenden Verzweiflung, aber verständlicherweise machte sie sich Sorgen, wie es denn weitergehen sollte, wenn ich meinen Job hinschmiss, ohne eine Alternative gefunden zu haben. Im Vergleich zu vielen anderen Menschen ging es uns doch eigentlich gut: ein schönes Zuhause, ein gesunder Sohn und ein zweites Kind auf dem Weg, dazu ein gut bezahlter Job. Warum konnte ich denn damit nicht zufrieden sein? Was wollte ich denn noch? Tief in ihrem Herzen spürte auch Juliet, dass es eben nicht genug war, für uns beide nicht, und dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis wir daran zugrunde gingen.

IM LAUFE DES FOLGENDEN JAHRES verbrachte ich jede freie Minute damit, zu Hause wie im Büro, nach einem Ziel für den Aufbruch in mein neues Leben zu suchen. Bis tief in die Nacht recherchierte ich im Netz und nahm Kontakt zu Menschen am anderen Ende der Welt auf, die mir bei meinem Vorhaben eventuell helfen konnten. Alaska stand schon früh an der Spitze meiner Favoriten: reichlich unberührte Natur, und auf einer gigantischen Fläche von 2 377 435 Quadratkilometern lebten gerade einmal 600 000 Menschen. Mal abgesehen davon, dass der hohe Norden schon immer ein Fixpunkt meiner Phantasie gewesen war, was ich nicht zuletzt den Romanen von Jack London und den Gedichten von Robert Service zu verdanken hatte.

Vom Rechner in meinem Büro aus entdeckte ich ein überwältigendes, ungezähmtes Land, in dem Menschen schnell zu Reichtum kamen und genauso schnell alles wieder verloren, ein Land, in dem sich kaum je einer allein in die Wildnis vorwagt, auch heute nicht, im 21. Jahrhundert.

Ich las von Bärenangriffen und kühnen Märschen über brüchiges Eis, von schneidender Kälte, die einem das Gesicht gefrieren ließ, während man seine Schlittenhunde anspannte oder sich mühte, noch schnell vor Einbruch des Winters eine Hütte zu bauen. Manche der Geschichten aus Alaska waren schreckliche Lehrbeispiele, wie alles schiefgehen kann; sie begleiteten einen Mann oder eine Frau hinaus in die Wildnis und beschrieben in schuckloser, sachlicher Sprache, wie der Protagonist Schritt für Schritt den Kampf gegen die Elemente verliert. Dann wiederum schmökerte ich in Schilderungen von Mondnachtreisen über funkelnde Weiten aus Eis und Schnee, von Männern, die dem Rauch ihres Lagerfeuers nachschauen, während sie einen Königslachs grillen und auf glühenden Kohlen ihren Kaffee brühen. Mein Herz machte einen Freudensprung, wenn von Einzelgängern die Rede war, die in der Wildnis überlebten, weil sie die Gesetze der Natur verstanden hatten. Goldsucher oder Pelzjäger waren es vor allem, die in den Wäldern so gut zurechtkamen wie die Ureinwohner, und manche der Abenteurer schienen sogar noch besser gerüstet, die Härten des Winters in Alaska zu ertragen. Einige fanden ihr Glück in den Wäldern, andere verloren ihren Verstand oder ihr Leben.

Bei meinen Reisen durchs Internet machte ich Bekanntschaft mit einer

arbeitete. Anfangs reagierte sie eher zurückhaltend, weil sie – nicht ganz zu Unrecht – vermutete, dass sie es mit einem Irren zu tun hatte. Sie fragte mich sogar nach Referenzen als Beweis dafür, dass es mich wirklich gibt. Die Frau stellte schließlich den Kontakt zu ihrem Bruder Charlie her, der tief im Landesinnern** in einer Siedlung am Yukon zu Hause war und den Lebensunterhalt für sich und seine Familie als Fischer, Jäger und Schreiner verdiente. Das war genau die richtige Ecke von Alaska für mich, viel Wald, wenig Menschen, und Charlie willigte ein, mein Verbindungsmann vor Ort zu sein.

Jetzt gab es nur noch ein Hindernis, das meinem Traum im Weg stand: Ich brauchte Geld.

Vermögen war wie gesagt keines vorhanden, kein Treuhandfonds, und wenn ich nicht unser Haus noch weiter beleihen wollte, was ich halb scherzend als Option ins Spiel gebracht hatte, aber von Juliet entschieden abgeschmettert wurde, musste ich überlegen, wie ich an Geld für mein Projekt kommen sollte. Kurz bevor unser zweiter Sohn Luke zur Welt kam, hatte Juliet ihren Job aufgeben, und die Verantwortung für den Unterhalt unserer Familie lag bis auf Weiteres ganz allein bei mir. Da ich nicht vorhatte, meine Familie mittellos und darben zurückzulassen, biss ich die Zähne zusammen und machte mich ans Werk. Ich war schließlich nicht der erste Abenteurer, der auf die Unterstützung durch einen Sponsor angewiesen war, selbst Leute wie Columbus und Shackleton mussten erst einmal Geldgeber finden, bevor sie sich auf ihre Expeditionen machten. Ich setzte einen Brief auf, der mein Vorhaben skizzierte, und schickte ihn an potenzielle Förderer.

* Das Volk der ATHABASKEN lebt im Landesinnern von Alaska und siedelt vor allem an den fünf großen Flüssen: am Yukon, Tanana, Susitna, Kuskokwim und Copper River. Ursprünglich waren die Athabasken Nomaden, die in kleinen Trupps durchs Land streiften. Heute sind sie zwar auf ganz Alaska verteilt – doch zur Jagdsaison kehren sie regelmäßig in ihre angestammten Jagdgründe zurück.

** Das BINNENLAND VON ALASKA nimmt den größten Teil des Bundesstaats ein, es umfasst ein riesiges Gebiet von der kanadischen Grenze im Osten bis fast an die Westküste. Im Norden reicht es an den Polarkreis heran, im Süden bis an die Berge der Alaskakette. Durch die Mitte fließt, fast in seiner gesamten Länge von 1875 Meilen, der mächtige Yukon. Nur mal zum Vergleich der Dimensionen: Im Landesinnern von Alaska leben an die 50 000 Menschen auf 443 000 Quadratkilometern Land; im auch nicht gerade dicht besiedelten Schottland sind es auf rund 79 000 Quadratkilometern sechs Millionen Menschen.

